



Blicke ins kunterbunte indische Alltagsleben.

OLIVER SCHULZ

Indien zu Fuss

Auf den Spuren britischer Landvermesser

Hng. · Oliver Schulz wollte nicht einfach durch Indien marschieren. Der 43-jährige norddeutsche Journalist, welcher seit seinem Indologie-Studium recht gut Hindi spricht, wollte bewusst den historischen Spuren von William Lambton und George Everest folgen. Diese beiden haben vor etwa 200 Jahren Indien im Auftrag der englischen Krone geografisch erschlossen und exakt vermessen. Genau wie sie orientierte sich Schulz am 78. Längengrad, auf dem heute weitgehend der National Highway Nr. 7 verläuft. Und dieses Asphaltband war auch für ihn der rote Faden.



Oliver Schulz: Indien zu Fuss – Eine Reise auf dem 78. Längengrad. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2011. 287 S., Fr. 32.90.

Die Story der britischen Landvermesser aus dem 19. Jahrhundert erzählt er parallel zu seiner Reportage.

Schulz interessierte sich 2007/08 während seiner Reise in zwei grossen Etappen freilich weniger für Geodaten als eher für den gesellschaftlichen Zustand des kontrastreichen Subkontinents. Zudem war diese Tour eine enorme körperliche und mentale Herausforderung: «Jeden Morgen um vier vibriert mein Handy. Ich stopfe mir ein halbes Dutzend am Vorabend erstandene Bananen, Kekse oder andere Süßigkeiten in den Mund, trinke einen Liter Wasser und stürze in die Dunkelheit, um möglichst weit zu kommen, bevor die Sonne um sieben Uhr schlagartig aufgeht.»

«Das Land ist widerborstig, aber mein Körper gewöhnt sich an Hitze und Feuchtigkeit. Die Wunden zwischen meinen Beinen sind rasch verschwunden, die Hitze pickel verrocknet. Und ich kann wieder richtig sehen. Ich setze meine Brille ab und staune in die tropi-

sche Savanne. Ich bin nicht mehr blind. Meine PC-verdorbenen Augen, die zuletzt kaum den Kalender an der Wand entziffern konnten, spähen nun brillenlos über die meist baumlosen Ebenen.»

Der Autor war von Kanyakumari über Bangalore, Hyderabad und Delhi bis hinauf zu den Himalaja-Ausläufern bei Mussoorie 3000 Kilometer meist zu Fuss unterwegs. Nur gelegentlich nutzte er Ochsenkarren, Kamelwagen, Rickshas oder Überlandbusse zum Weiterkommen. Was er gesehen, gehört und gerochen hat, das ist in seinem anschaulich verfassten Buch zu lesen, das leider keine Karte enthält. Wer es aufschlägt, hat ein literarisches Kaleidoskop vor sich: Staubige Szenen vom National Highway Nr. 7, an dessen Rand «menschliche Wracks» unter Plastikplanen hausen, wechseln sich ab mit Momentaufnahmen aus der dschungelgrünen Dorfidylle Patakot, wo begehrte Heilpflanzen wachsen. Auf düstere Prosabilder von kastenlosen Unberührbaren, deren Kinder für Hungerlöhne schufteten, folgt nur wenige Tage später in Gwalior ein «klackendes Taktgemälde» von Tabla-Trommlern im dortigen Musikzentrum.

Von den sonst so oft in Reiseführern beschriebenen indischen Sehenswürdigkeiten, wie etwa dem Taj Mahal, ist wenig zu lesen. Dafür gibt es Blicke ins kunterbunte Alltagsleben, werden Begegnungen mit Menschen unterschiedlichster sozialer und religiöser Herkunft geschildert.

Im nordöstlich gelegenen Dehra Dun, seinem vorletzten Halt etwa, wird im Zeitraffer die ethnische Vielfalt nochmals deutlich: «Am Abend ist unter dem kolonialen Uhrturm der gesamte indische Subkontinent versammelt. Bettelnde Zigeuner halten ihre Hände auf. Auf gefegten Bürgersteige feilschen südindische Schulmädchen mit Gebetsmützentragern um den Preis für frische Weintrauben. Und breitbeinige Männer aus den Bergen in groben grauen Wollhosen statten sich mit Plastictüten voller Reis und Mehl aus.»

Magie im Alltag

«Marokko verstehen» des Studienkreises für Tourismus und Entwicklung

Unglücklich verliebt, rasende Kopfschmerzen oder eine bevorstehende Prüfung? In Marokko ist das alles kein Problem. Man geht zum Heiler, «fkih», oder zur Heilerin, «shaouafa», Ob auf dem Land oder in der Stadt, nahezu immer findet man in der Nachbarschaft einen Mann oder eine Frau, die sich mit den geheimen Kräften und den Ritualen der Magie auskennen. Preisgünstig mischen die Heiler Pülverchen, schreiben Koranverse und Beschwörungsformeln auf Papierröllchen – Talismane, die gegen Liebeskummer, Migräne und Prüfungsangst helfen sollen.

In schwierigen Fällen, bei Besessenheit oder Angriffen durch den «bösen Blick», befragen die Heiler ihren «Dschinn». Das ist ihr persönlicher Geist, den sie in Trance kontaktieren und der ihnen aus der anderen Welt mitteilt, wie die Anliegen der Klienten zu lösen sind.

Trauen die Marokkaner der Magie? «Ach, das ist doch alles Quatsch», winken viele von ihnen entrüstet ab. Doch eine Umfrage der Wirtschaftszeitung



Marokko verstehen – Sympathie-Magazin. Studienkreis für Tourismus und Entwicklung, Seefeld-Hechendorf, www.sympathiemagazine.de, € 4.–.

«L'Economiste» ergab, dass zwei Drittel aller 16- bis 29-jährigen Marokkaner an die Existenz von Geistern und an Zauberei glauben. Schliesslich gibt es das auch im Koran: Die Sure 71, «al-Dschinn», ist den unsichtbaren Geistern gewidmet.

Wer länger in Marokko lebt, wird bald erkennen, dass die Magie im Alltag auf vielfache Weise präsent ist. Viele Heiler organisieren sich wie normale Ärzte: Sie haben Praxen mit geregelten Öffnungszeiten und Sekretärinnen, die Termine vereinbaren. Die Wartezimmer sind meist voll. Auch beim wichtigen

Thema Familiengründung hat Magie ihren Platz: Viele junge und ledige Männer würden in einem Haus, in dem es eine heiratsfähige, aber wenig attraktive Tochter gibt, nur ungern etwas essen oder trinken. Im Tee oder im Sandwich könnte ja ein Mittel sein, das sie in die Tochter verliebt machen soll.

Die Geister, an die viele Marokkaner glauben, können auch böse sein. «Hexerei ist ein akzeptierter Bestandteil des täglichen Lebens in Marokko», schrieb der US-amerikanische Schriftsteller Paul Bowles, der insgesamt 50 Jahre seines Lebens in Marokko verbrachte. «Die Haltung der Marokkaner dazu ist ähnlich wie gegenüber einer Infektion. Man muss ständig Vorsichtsmassnahmen treffen.» So wie Aischa. Die 26-jährige verheiratete Frau trägt unter ihrer Bluse immer ein kleines Päckchen. «Das ist gegen den bösen Blick», sagt sie mit souveränem Gesichtsausdruck. «Sie sollten das auch tun, dann kann Ihnen niemand etwas anhängen.»

Textauszug aus dem «Sympathie-Magazin».

Rum, Götter und Fidel

Ein geschärfter Blick auf Kuba

sm. · Sehnsuchtsvolle Rhythmen, Zigarren, türkisfarbenes Meer, weisse Sandstrände und die sprichwörtliche kubanische Lebensfreude locken jährlich Tausende von sonnenhungrigen Touristen auf die Karibikinsel – eine der letzten sozialistischen Volkswirtschaften. Nach der Auflösung des Ostblocks und der wirtschaftlichen Krise ist der Tourismus auf Kuba zur wichtigsten Einnahmequelle für Devisen geworden. Heute konzentriert sich der Pauschal-tourismus auf vergleichsweise wenige Gebiete: die Region Havanna, die Tabakgegend um Viñales, die Strände bei Varadero, Cayo Coco und Holguín. Seine Ferien auf der Zuckerinsel kann man zwar problemlos in einem der zahlreichen All-inclusive-Hotels verbringen. Man wird dort in gepflegter Umgebung Daiquiri, Mojito oder Ron Collins zu Klängen von Compay Segundo, Beny Moré oder Silvio Rodríguez geniessen – vom wirklichen Kuba aber wird man nur wenig mitbekommen.

Wer hingegen erlebt, wie vor der Kulisse Havannas ein warmer, schwerer Regen fällt, wie die grauen Wogen der sonst leuchtend blauen Karibik mit Wucht über die zerfallenden Mauern der Hafenterrasse schwappen, werden Tausenden von Geräuschen

lauscht: dem Ruf des Erdnussverkäufers, den rhythmischen Klängen, die aus offenen Fenstern tönen und in den Foyers von kolonialen Fünfsterhotels gespielt werden – der wird dem Zauber der Metropole mit all ihren Widersprüchen erliegen. Und er wird mehr wissen wollen, wird vielleicht einen Blick hinter die Fassaden werfen, von denen nicht nur der Putz bröckelt. Man wird ihm etwa von Göttern erzählen, die



Kuba fürs Handgepäck – Ein Kulturkompass. Hrsg. von Eva Karnofsky. Unionsverlag, Zürich 2011. 192 S., Fr. 18.90.

Changó heissen oder Babalu Ayé, von ekstatischem Trommeln und Tanzen, von Orishas, Santería und anderen afrokubanischen Religionen. Und man wird ihn daran erinnern, dass Kuba eine Mischung ist aus verschiedensten Kulturen und Ländern: Spanien, Afrika, den Vereinigten Staaten, dazu etwas China und Frankreich. Der Kultur der ehema-

ligen Sklaven jedoch verschaffte erst die kubanische Revolution Anerkennung und Ansehen.

«Kuba fürs Handgepäck» ist eine ideale Ergänzung zum klassischen Reiseführer. Das Buch schärft mit seinen Essays, Analysen und Geschichten den Blick des Reisenden auf die grösste der Antilleninsel. Die gut geschriebenen Beiträge vermitteln viel Wissenswertes, und Überraschendes: über Havanna, eine Stadt, welche ihren Charme bis heute bewahrt hat, Hemingway, der seine zweite Heimat auf Kuba fand, auch über das Lebenselixier der Kubaner, Musik und Tanz. Es fehlen auch nicht Kapitel über die leiblichen Genüsse – Essen, Rum und Zigarren – sowie solche zu problematischen Themen wie den Schrecken der Eroberung durch die Spanier, dem Elend der Sklaven auf den Zuckerplantagen oder dem boomenden Sextourismus. Und man liest natürlich von Fidel Castro und seiner Revolution, aber auch von jungen Leuten, die zwar stolz sind, Kubaner zu sein, jedoch davon träumen, auszureisen, um Geld zu verdienen und die Welt zu sehen. Ihnen bleibt fast nur die gefährvolle Flucht auf einem abenteuerlichen Boot nach Florida oder die Heirat mit einem Ausländer oder einer Ausländerin.

Hundert Tage mit Hund

Die Amerikareise von Zora del Buono und Lino

erz. · Wer einen Hund besitzt, hat viel Freude. Aber so ein Vierbeiner fordert die Bereitschaft zum Verzicht. Beim Reisen zum Beispiel. Bei einem Aufenthalt im Wellnesshotel mit reichhaltigem Behandlungsprogramm können wir uns den treuen Begleiter trotz aller Liebe genauso wenig vorstellen wie im Strandhotel in Phuket, in den Tauchferien in Akaba oder bei der archäologischen Exkursion auf der Seidenstrasse. Obwohl – dass gerade Letzteres sehr wohl möglich ist, hat der britisch-ungarische Asienforscher Sir Aurel Stein schon vor hundert Jahren bewiesen. Keine seiner Reisen nach Zentralasien unternahm er ohne Dash.

Doch wir wollen hier nicht von Asien sprechen, sondern von Amerika. Die These sei gewagt, dass der durchschnittliche Schweizer Hundehalter seinen Vierbeiner zu Hause in guter Obhut lässt, wenn er in Amerika Ferien macht. Allein den Flug möchte man dem armen Tier nicht zumuten, und wir Hundehalter wissen auch, wie schwierig es sein kann, in einem fremden Land mit Hund Obdach und Verpflegung zu finden. Die Schweizer Schriftstellerin Zora de Bu-

ono hat sich von solchen Bedenken nicht abschrecken lassen. Für ihre Amerikareise, welche sie hundert Tage lang vom neufundländischen Norden der Ostküste entlang bis nach Key West führte, hat sie sich nicht von Hund Lino getrennt. Das italienische Hundspiel «mit Hang zum Grössenwahn» ist dabei, wenn Frauchen das amerikanische Erbe der Wikinger besucht, wenn ihr in Virginia Schwarzbären über den Weg laufen oder wenn ihr in West Palm Beach ein türkischstämmiger Kubaner seine Lebensgeschichte erzählt.

Lino überfliegt den Atlantik leicht sediert an einem Fensterplatz zu Füßen von Frauchen. Die Reise der beiden ist vor allem eine Reise der Begegnungen, weniger mit dem Land als mit seinen Menschen. Dadurch, dass die Autorin ihre Menschen sprechen lässt, erschliesst sich ein kritischer Blick auf Amerika, vorwiegend aus der Seele des Einwanderers gesehen und nicht selten geprägt von einer schwärmerischen Sehnsucht nach der verlorenen Heimat.

Zora del Buono: Hundert Tage durch Amerika. Mareverlag, Hamburg 2011. 253 S., Fr. 28.50.

Alles Allgäu

Ein Reise-«Verführer»

fb. · «Alpenblick & Schwabenmeer» – unter diesem Titel hat der erfahrene deutsche Reisejournalist Franz Lerchenmüller einen Strauss von 29 höchst unterschiedliche Berichten zum Allgäu und zum Bodensee zusammengestellt. Der gebürtige Allgäuer, der allerdings seit drei Jahrzehnten in Norddeutschland lebt, ist ganz offensichtlich in seinem Element: Mit «Brotzeit beim Birkhuhn», «Blasen zum Butterbrot» oder «Voodoo im Grünen» hat er seine lebendig verfassten Geschichten übersprochen. Wobei sich hinter diesen attraktiven Verpackungen stets gut recherchierte und brillant formulierte Inhalte finden. Begegnungen mit Bekanntem und Verstecktem, mit Tradition und Moderne, mit Stadt und Land, mit Bergen und Seen. Und weil Lerchenmüller ein begnadeter Erzähler ist, der mit der Sprache zu jonglieren weiss, nennt er sein handliches, knapp 150 Seiten dickes Büchlein ganz bewusst nicht Reiseführer, sondern Reise-Verführer. Man darf – ja man soll sich von diesem verführen lassen.

Franz Lerchenmüller: Alpenblick & Schwabenmeer. Schöningh-Verlag, Lübeck 2011. 143 S., Fr. 8.90.